

PRESSEMAPPE



BLIND
von Lot Vekemans

Blind

von Lot Vekemans

Deutsch von Eva Pieper und Alexandra Schmiedebach

Premiere 12.09.2025 / 19:30 Uhr im Großen Haus

Dauer ca. 85 Minuten, keine Pause

Aufführungsrechte Gustav Kiepenheuer Bühnenvertriebs-GmbH, Berlin.

www.kiepenheuer-medien.de

// BESETZUNG

Helen Claudia Sutter

Richard Heiner Stadelmann

Stimme Lenny Sebastian Feige

Regie und Bühne Alexander Vaassen / **Kostüme, Musik & Choreografie** Wynonna Nixel / **Dramaturgie** Eva Veiders / **Regieassistenz & Soufflage** Anna-Katharina Gülicher/ **Inspizienz** Robert Häselbarth / **Technischer Leiter** Klaus Herrmann / **Bühnenmeister** Michael Bröckling / **Beleuchtungsmeister** Marcus Krömer / **Einrichtung Licht** Marcus Krömer / **Programmierung Licht** Viviane Wiegers / **Betreuung Licht** Viviane Wiegers, Georg Rolle & Laurin Steinhoff / **Ton & Video** Till Herrlich-Petry / **Requisite** Annette Seidel-Rohlf & Sona Ahmadnia / **Leitung Kostümabteilung** Claudia Schinke / **Maske** Ulla Bohnbeck & Henriette Masmeier

Anfertigung der Kostüme und Dekorationen in den Werkstätten des Theater Paderborn.

// Inhalt

Helen stattet ihrem Vater Richard einen Pflichtbesuch ab. Seit er Witwer ist, lebt der pensionierte Ingenieur in einer besonders gesicherten und hochpreisigen Wohnanlage. Helen ist diese *gated community* ein verhasstes „Gefängnis“ – und dies ist nicht der einzige Punkt, in dem sich die Weltanschauung von Vater und Tochter fundamental unterscheidet. Richard lehnt die Gegenwartsdiskurse um Diversität und soziale Gerechtigkeit ab und damit alles, wofür Helen als Anwältin und Frau eines Schwarzen Intellektuellen kämpft. Sie dagegen wirft ihm Anmaßung, Rassismus und väterliches Versagen vor. Um die schwelenden Konflikte und Differenzen auszublenden, hatte Helen den Kontakt gemieden. Die langjährige Vermeidungsstrategie ist mit einem Mal dahin, als sie erfährt, dass ihr Vater seine Haushälterin kurzfristig entlassen hat und fortan die Betreuung auf seine Tochter übertragen will – eine Herausforderung für beide. Doch dann kettet ein Alarm, mit dem sich im ganzen Viertel die Rollläden automatisch schließen, die beiden aneinander.

Ebenso schonungslos wie einfühlsam spürt Lot Vekemans (*1965) die blinden Flecken einer komplementären Beziehung auf: Lassen sich gegensätzliche Überzeugungen jemals überwinden?

// Lot Vekemans

Lot Vekemans (1965) schreibt Theaterstücke, Romane und Drehbücher und arbeitet auf Anfrage als Script-Coach für professionelle Theater- und Filmschaffende. Als Dramatikerin ist sie ein internationaler Star. Ihre Werke wurden in zweiundzwanzig Sprachen übersetzt und in mehr als fünfunddreißig Ländern aufgeführt. Damit ist sie die meistgespielte niederländische Dramatikerin im Ausland.

Ihre Arbeit wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet. So erhielt sie den Taalunie Toneelschrijfprijs für Gif, den Van der Viesprijs für Truckstop und Zus Van und wurde mit dem Ludwig Mülheims Theaterpreis für ihr gesamtes übersetztes deutsches Werk ausgezeichnet. Ihr Debütroman Ein Brautkleid aus Warschau wurde für den Anton-Wachter-Preis nominiert und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden.

Lot Vekemans studierte Sozialgeografie und ging dann an die Schrijversvakschool Amsterdam, wo sie Schauspiel und Sachliteratur studierte. Ihr Werk wird gelobt für seine Kombination aus entblößter Sprache, die kein Wort zu viel enthält, und einem tiefen Einblick in die menschliche Psyche, der dem Betrachter/Leser einen Einblick in die Seele ihrer Figuren gewährt.

Quelle: <https://www.lotvekemans.nl/de/>

// Lot Vekemans im Gespräch

Nach «Niemand wartet auf dich» steht nun «Blind» auf dem Spielplan des Residenztheaters. Einmal mehr haben Sie ein Stück vorgelegt, das kammerstückartig elementare Fragen des menschlichen Miteinanders verhandelt. Könnte man sagen, das ist ihr Lebensthema?

Ich interessiere mich stets für die Frage, wie wir uns zueinander verhalten und wie wir mit den großen Emotionen umgehen, die uns begegnen, wenn wir miteinander oder mit dem Leben in Konflikt geraten. «Blind» handelt für mich im Kern von der Frage, wie man zusammenleben soll, wenn man weit voneinander entfernt ist. Versucht man sich anzunähern, zu verstehen oder geht man sich so weit wie möglich aus dem Weg? Wie neugierig sind wir aufeinander? Ist man in der Lage, sich über die eigenen Überzeugungen hinwegzusetzen?

Oder schließt man sich in seiner eigenen Blase ein, wo es sich angenehm leben lässt? Natürlich geht es dabei eigentlich um Angst. Wir wollen uns sicher fühlen und verwechseln Sicherheit mit «Bewachtsein». Doch was macht der ganze Schutz, mit dem wir uns umgeben: Schließt er etwas Unerwünschtes aus oder schließt man sich eigentlich selbst ein? Das ist eine Frage, mit der ich mich schon länger beschäftige. In «Blind» prallen zwei Weltbilder aufeinander. Zwei Welten, die sich nicht annähern wollen, es jedoch an einem bestimmten Punkt müssen. Was passiert, wenn man sich gegenseitig nicht mehr ausweichen kann, wenn alle tatsächlichen und bildlichen Zäune nicht mehr funktionieren?

Vater und Tochter blicken mit großem Unverständnis für die jeweilige Lebensführung aufeinander. Geht es Ihnen um den großen Konflikt zwischen den Generationen im Allgemeinen? Oder ist dieser Vater-Tochter-Konflikt vor allem als ein individueller zu lesen?

Ich glaube, viele Menschen erkennen darin auch einen Generationenkonflikt, in dem die Älteren vor allem einen Status Quo aufrechterhalten und die Jüngeren die Welt verändern wollen. Es ist unmissverständlich auch ein Vater-Tochter-Stück, in dem man einem Kind begegnet, das um die Anerkennung des Elternteils kämpft. Gleichzeitig ist der Elternteil inzwischen der verletzlichere und auf Hilfe angewiesen. Während des Schreibens habe ich mich gefragt, wie lange man als Eltern für das Wohlergehen seines Kindes verantwortlich bleibt. Und ob man als Kind an einem bestimmten Punkt verantwortlich für das Wohlergehen der Eltern ist. Ich denke, diese Fragen werden Kinder mit inzwischen betagten Eltern verstehen.

Wir lesen das Stück als eines, das genau so in einer nahen Zukunft in Europa spielen kann, wenn sich «Gated Communities» für wohlhabende Menschen in unseren Städten weiterverbreiten und man sich vor Überfällen durch private Securityfirmen schützen muss – oder sind wir «blind» und es ist ein Stück über das heutige Europa? Hat uns die Zukunft bereits eingeholt?

Wir leben in Europa ja bereits längere Zeit mit der Angst vor dem fremden Anderen, das wir mit aller Kraft draußen zu halten versuchen. Wir schließen zweifelhafte Verträge, um unsere Grenzen zu bewachen, alles in dem verzweiferten Versuch, unsere privilegierte europäische Existenz zu erhalten. Wir leben in einer abgeschotteten Welt, die sich nur zu ihren eigenen Bedingungen verändern will. Aber Veränderung lässt sich nicht vorschreiben. Veränderung kann man nicht über bekannte, ausgetretene Pfade lenken. Veränderung findet statt, sie kümmert sich nicht um Grenzen, die wir krampfhaft zu bewachen versuchen. In diesem Sinne spielt «Blind» auch schon bei uns. Es würde mich nicht wundern, wenn in zehn oder fünfzehn Jahren auch in Westeuropa überall «Gated Communities» entstünden.

Ich spüre diese Angst auch in mir und gleichzeitig spüre ich die dringende Notwendigkeit, mich zu öffnen. Ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der die Neugierde auf das Gegenüber größer ist als die Angst voreinander.

In Ihren Werken, seien es Ihre erfolgreichen Theaterstücke oder Ihre Romane, gibt es am Ende immer ein kleines Licht, das Hoffnung auf eine bessere Zukunft verspricht, auf Verständigung. Brauchen wir Hoffnung, um das Leben ertragen zu können?

Ich glaube, wir brauchen Perspektiven, die Ausgänge zeigen. Das ist für mich etwas Anderes als Hoffnung. In meiner Arbeit versuche ich immer, einen solchen Ausgang zu zeigen, den Ausgangspunkt einer anderen Wirklichkeit, die einlädt, einen anderen Weg einzuschlagen. Ich überlasse die Verantwortung für eine solche Entscheidung immer meinen Figuren. Es liegt an ihnen, ob sie sich verändern wollen oder können. Ich gebe ihnen die Möglichkeit, mehr nicht. Das Ende in meinen Stücken ist immer offen.

Übersetzung aus dem Niederländischen: Eva M. Pieper und Alexandra Schmiedebach

Quelle: file:///C:/Users/Veiders/Downloads/RESI_2425_AZ92_Blind_Online-1.pdf

// Vater-Tochter-Beziehung

Herr Arránz Becker, wie oft entfremden sich erwachsene Kinder und ihre Eltern voneinander?

Ein Soziologe erklärt Einflussfaktoren und wie die Entfremdung von Eltern und Kindern erlebt wird. Von Susanne Ackermann

Was versteht man unter einer Entfremdung zwischen Kindern und Eltern?

Wir haben uns bei den Definitionen an zweien orientiert, die in der internationalen Forschung häufig verwendet werden. Das ist zum einen die emotionale Distanz. Dabei werden Befragte gebeten, auf einer Skala einzuschätzen, wie eng sie sich anderen, etwa den Eltern verbunden fühlen. Wird „überhaupt nicht eng“ oder „eher nicht eng“ angegeben, nehmen wir an, dass es sich um eine größere emotionale Distanz handelt.

Wenn die Befragten seltener als einmal im Monat Kontakt zu ihren Eltern hatten, sahen wir das ebenfalls als ein Zeichen für Entfremdung. Wir haben die Angaben von 10000 erwachsenen Kindern aus zehn Befragungsrunden, also aus zehn Jahren, der Pairfam-Studie ausgewertet. Die Befragten waren zwischen 18 und 48 Jahre alt.

Was war für Sie das wichtigste Ergebnis?

Phasen der Entfremdung sind häufiger, als man glaubt. Bei jeder und jedem fünften Befragten hatte es über längere Zeiten hinweg größere emotionale Distanz zum leiblichen Vater gegeben, bei jeder zehnten Person zur Mutter. In Scheidungsfamilien spielten neue Partnerinnen und Partner der Eltern eine Rolle: Hier berichtete die Hälfte, wenig Nähe zu einem neuen Partner der Mutter zu empfinden, und zwei Drittel gaben emotionale Entfernung zu einer neuen Partnerin des Vaters an.

Was heißt das für die Beziehung zu den leiblichen Eltern nach einer Trennung?

Unsere Ergebnisse bestätigen, was wir aus Studien über Scheidungsfamilien wissen: Das Verhältnis verschlechtert sich auch zu den leiblichen Eltern, auch hier deutlicher zu den Vätern als zu den Müttern. Und Stiefeltern haben mit Rollenunsicherheiten zu kämpfen: Wie viel Zuwendung ist von den Stiefkindern erwünscht? Nicht selten kommt es in Scheidungsfamilien zu Koalitionsbildungen. Was wir aber in der Auswertung auch sehen: In der Hälfte der Fälle scheinen die Befragten und ihre Eltern sich im Laufe der Zeit wieder nähergekommen zu sein.

Was weiß man darüber, wie diese Zeiten der Entfremdung erlebt werden?

Die Pairfam-Daten enthalten dazu keine Informationen. Aus früheren Studien wissen wir, dass Entfremdung mit einer Minderung des Wohlbefindens einhergeht, auch mit Einsamkeit. Grundsätzlich nehmen wir an, dass Eltern wohl mehr darunter leiden – Forschungen legen nahe, dass sie die Beziehung zu ihren erwachsenen Kindern oft positiver einschätzen als umgekehrt. Mir ist bei meinen Recherchen für die Studie aufgefallen, dass es eine Reihe von Selbsthilfegruppen für Eltern gibt, die unter dem Kontaktabbruch durch ihre erwachsenen Kinder leiden, aber umgekehrt offenbar nicht. Das spricht dafür, dass häufiger die Kinder den Kontakt abbrechen.

Oliver Arránz Becker ist Professor für Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er forscht unter anderem zu Familienformen und demografischen Prozessen.

Quelle: Oliver Arránz Becker, Karsten Hank: Adult children's estrangement from parents in Germany. Journal of Marriage and Family, 84/1, 2022, 347–360.

// Gated communities und andere Formen abgegrenzten Wohnens

Eine augenfällige und medial viel beachtete Form städtischer Grenzziehungen sind gated communities. Der Blick alleine auf Zäune und Mauern greift jedoch zu kurz. Weniger sichtbar werden derzeit beispielsweise auch mit neuen Projekten innerstädtischen Luxuswohnens soziale Grenzen definiert.

Kaum ein anderes städtebauliches Phänomen hat seit Ende der 1990er Jahre mehr mediale Aufmerksamkeit erfahren als neue Siedlungen und Apartmentanlagen, die durch Tore, Zäune oder Mauern von der Umgebung abgegrenzt sind. Inzwischen ist die Berichterstattung in den deutschsprachigen Medien zurückgegangen, wohl auch deshalb, weil sich eine befürchtete Konjunktur von sogenannten *gated communities* in Deutschland nicht bewahrheitet hat. Allerdings stellen die sichtbar abgegrenzten und abgesicherten Wohnsiedlungen nur eine besonders augenfällige Form des Phänomens segregierten Wohnens dar. Jüngere Forschung verweist darauf, dass sich exklusive Wohnsiedlungen je nach sozialem, kulturellem oder regulatorischem Umfeld anders ausprägen und die sichtbar umzäunten Formen dabei zumeist die Ausnahme bleiben. Soziale Grenzziehung im Wohnbereich erfolgt auch durch die Herstellung symbolisch markierter Räume.

Eine Fokussierung der Debatte allein auf sichtbare Zäune und Mauern wird den unterschiedlichen Formen sozialer Grenzziehung im Wohnbereich daher nicht gerecht. Für die Frage nach aktuellen Vorgängen der Grenzziehungen in der Stadt lohnt es sich, Entwicklungen auf dem Immobilienmarkt jenseits der offensichtlichen *gated communities* ins Auge zu fassen.

Binnendifferenzierung des Städtischen

Fragen nach der internen Differenzierung der Stadt, nach Abgrenzungsbewegungen und Grenzziehungen stehen im Zentrum des Interesses der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung seit deren Institutionalisierung im späten 19. Jahrhundert. Die Stadt wurde zu einem wissenschaftlichen Problem in dem Moment, als mit der Industrialisierung in großer Zahl Arbeiter in die Städte kamen und die alte ständische Ordnung sich endgültig auflösen begann. Verstärkt trafen nun unterschiedliche Lebensweisen und Klassen aufeinander. Aus dem Interesse für mögliche Folgen dieser Konzentration entwickelten sich die ersten Arbeiten der Stadtsoziologie. Im Zentrum der einflussreichen sogenannten Chicagoer Schule stand der Versuch, die hintergründigen Ordnungsmuster zu beschreiben, nach denen sich die verschiedenen Gruppen und Einkommensschichten in der modernen Großstadt sortieren. Die Frage, ob die damals am Beispiel Chicagos herausgearbeiteten Segregationsmuster auch heute Bestand haben, oder inwiefern wir es eher mit einer sich "zersplitternden Stadtlandschaft" der Postmoderne zu tun haben, prägt die Stadtforschung bis heute.

Fragen der Binnendifferenzierung und der Nachvollzug sicht- und unsichtbarer Grenzen in der Stadt gehören somit zum Kern der Stadtforschung. Entsprechend groß ist das Interesse für die städtebaulichen Formen sozialer Segregationsprozesse. Die sogenannten *gated communities* stellen hier in jüngerer Zeit eine besonders viel beachtete Form dar.

Gated communities und europäische Vorläufer

Die Bezeichnung sichtbar abgegrenzter und in vielen Fällen bewachter Wohnanlagen als *gated community* hat ihren Ursprung in den USA. Die Immobilienwirtschaft in

Nordamerika vermarktet seit Anfang des 20. Jahrhunderts die privatwirtschaftlich von *developern* geplanten und entwickelten suburbanen (meist Einfamilienhaus-)Siedlungen als *communities*. Die Wahl dieses Begriffs war kein Zufall, denn *community* steht im Englischen nicht nur für Gemeinde oder Nachbarschaft, sondern transportiert auch die Konnotation von "Gemeinschaft". Die neu errichteten Siedlungen wurden damit aus Marketingerwägungen in einen Gegensatz zum vermeintlich anonymen Leben in den Zentren gestellt.

Der Begriff *community* ist aber ein Euphemismus. Verschiedene Studien haben gezeigt, dass der soziale Zusammenhalt innerhalb geschlossener und bewachter Nachbarschaften nicht größer ist als außerhalb. Mit dem Zusatz *gated* versah die Immobilienwerbung jenen Teil dieser Siedlungen, die als verkaufsförderndes Argument mit einem Schlagbaum und Zugangskontrollen versehen wurden und zusätzlich noch Sicherheit verheißen sollten.

Im Kern geht es also um privatwirtschaftlich entwickelte Wohnsiedlungen. Treffender wäre daher die (zugegebenermaßen etwas nüchterne) Bezeichnung "privat beziehungsweise gemeinschaftlich organisierte und bewachte Wohnsiedlungen und -anlagen". In den USA stieg die Zahl privat organisierter Siedlungen seit Anfang des 20. Jahrhunderts rasch an. Für 2002 geht die Community Association of America davon aus, dass etwa 47 Millionen, das heißt ein Sechstel der US-Bevölkerung, in einer der mehr als 230.000 privatwirtschaftlich organisierten Nachbarschaften wohnt, wobei ungefähr jede fünfte dieser Siedlungen *gated* ist.

Privatwirtschaftlich entwickelte und geschlossene Wohnanlagen sind allerdings keine nordamerikanische Erfindung. So lässt sich zeigen, dass in den rasch wachsenden europäischen Metropolen des 19. Jahrhunderts private Investoren Wohnsiedlungen entwickelt haben, deren Konzeption in vielem den zeitgenössischen *gated communities* ähnelt: So wurden beispielsweise Villenkolonien, die ab den 1860er Jahren im damaligen Umland von Berlin entstanden sind, von privaten Investoren und Gesellschaften entwickelt. Diese bauten Straßen, modellierten und inszenierten die Landschaft und stellten die technische Erschließung sicher. Viele Einrichtungen wie Schulen, Strom- und Gasversorgung wurden (zunächst) privatwirtschaftlich oder gemeinschaftlich und nicht kommunal organisiert.

Die Kolonien wurden zwar nicht umzäunt und bewacht, aber die Bauherren sicherten den exklusiven Charakter durch Bau- und Gestaltungsvorschriften mittels Grundbucheinträgen und privatrechtlichen Vereinbarungen (so wurden beispielsweise finanzschwächere Haushalte durch das Verbot von Mehrfamilienhäusern exkludiert).

In Paris entstanden ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die *Villas*: privat erschlossene, gemeinschaftlich verwaltete und geschlossene Wohnviertel wie die *Villa Montmorency* im 16. Arrondissement von Paris. Hier kümmert sich seit 1853 eine Eigentümergemeinschaft um die Verwaltung und Regulierung der gemeinschaftlichen Flächen. Bis heute ist das Gelände umzäunt und wird bewacht. Im Londoner Westend waren bereits seit Anfang des 19. Jahrhunderts exklusive Siedlungen entstanden, deren Zugänge geschlossen waren und teilweise bewacht wurden. Man könnte daher die nordamerikanischen *gated communities* mit einer gewissen Plausibilität sogar als europäische Erfindung beurteilen.

Anders als in den USA kam die Entwicklung solcher privat entwickelter und organisierter Wohnsiedlungen in Europa mit der Stärkung kommunalwohlfahrtsstaatlicher Strukturen im 20. Jahrhundert zum Erliegen, und erst in jüngster Zeit entstehen in einigen Ländern Europas (wieder) privatwirtschaftlich entwickelte und privat organisierte, bewachte Wohnanlagen.

Ausprägungen bewachter Wohnanlagen

Nachdem die mediale und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit *gated communities* in den 1990er Jahren zunächst in hohem Maße auf Entwicklungen in den USA fokussiert war, kamen ab Ende der 1990er Jahre städtebauliche Entwicklungen in zahlreichen anderen Regionen der Welt ins Blickfeld, die zunächst vielfach als eine Ausbreitung beziehungsweise Globalisierung des Modells von *gated communities* beschrieben wurden. Detaillierte Studien zeigen, dass Vorbilder aus den USA zwar einflussreich sind und in gewissem Maße zu einer weltweit verfügbaren Blaupause für die Entwicklung von Wohnsiedlungen wurden – ähnlich wie Shoppingcenter seit den 1970er Jahren für Einzelhandelsprojekte. Gleichzeitig weisen diese Studien jedoch darauf hin, dass es eine Vielzahl unterschiedlicher städtebaulicher, sozio-politischer und sozio-ökonomischer Kontexte gibt, in denen unterschiedliche Formen einer privatwirtschaftlichen oder gemeinschaftlichen Organisation von Nachbarschaften mit wiederum unterschiedlichen Formen der Abschottung und Bewachung kombiniert werden.

In Saudi-Arabien haben auf Wunsch der Regierung westliche Unternehmen, die in dem Land tätig sind, für ihre Arbeitskräfte aus Europa, den USA und der Levante abgeschlossene und bewachte *compounds* errichtet, deren städtebaulich-morphologische Strukturen vielfach den *gated communities* in den USA ähneln.

In den rasch wachsenden Metropolen Chinas entstehen verschiedene Formen eines bewachten und gemeinschaftlich beziehungsweise privatwirtschaftlich organisierten Wohnens nebeneinander: So werden ländliche Siedlungen, die gemeinschaftlich verwaltet wurden, im Zuge der Verstädterung zu sogenannten *urban villages*. Die Nutzung des Bodens bleibt dabei in der Hand der (ehemaligen) Dorfbewohner und in einigen Fällen entwickeln diese bewachte Apartmentkomplexe, die sie gewinnbringend vermieten. Daneben existieren abgeschlossene Arbeitersiedlungen von Unternehmen und es entstehen an den Rändern der Metropolen luxuriöse bewachte Einfamilienhaussiedlungen.

In Südafrika und einigen Ländern Lateinamerikas gibt es innerstädtische Apartmentanlagen sowie suburbane Einfamilienhaussiedlungen, die als bewachte und gemeinschaftlich verwaltete Nachbarschaften geplant und vermarktet wurden und werden. Daneben entwickeln sich aber auch in bestehenden Nachbarschaften neue gemeinschaftliche Formen der Selbstverwaltung, die beispielsweise eine nachträgliche Abgrenzung und Überwachungsstrukturen organisieren.

Abgrenzung ohne Zaun

Studien zur Zuzugsmotivation in *gated communities* weisen darauf hin, dass die Fokussierung der medialen und wissenschaftlichen Debatte auf sichtbare Grenzziehungen zu kurz greift. So konnten Studien zu den hochpreisigen, bewachten Wohnanlagen in den USA, Südafrika und Lateinamerika zwar zeigen, dass die Angst vor Kriminalität und der Wunsch nach einem "Leben hinter dem Zaun" eine häufig genannte Antwort auf die Frage nach der Zuzugsmotivation ist. Viele andere Fallstudien kamen allerdings zu dem Ergebnis, dass Kriminalitätsangst und der vermeintliche Schutz durch Tore und Zäune keine große Rolle als Zuzugsmotive gespielt haben, wohl aber die Suche nach einem Wohnumfeld, das gewisse Erwartungssicherheiten bietet (je nach gesellschaftlichem Kontext beispielsweise die gesicherte Versorgung mit Elektrizität und Trinkwasser im Libanon, die Sicherheit, keine störenden Nachbarn aushalten zu müssen, in den USA, oder die Sicherheit, eine funktionierende Freizeitinfrastruktur vorzufinden, in Istanbul).

Vielfach wird zudem die Erwartungssicherheit bezüglich der ästhetischen Gestaltung des Wohnumfeldes hervorgehoben. Als Ergebnis einer Untersuchung unterschiedlicher *gated communities* in Portugal stellt beispielsweise die Soziologin Rita Raposo heraus, dass das ästhetisierte Wohnumfeld der vielfach entscheidende Kaufanreiz für die Bewohner sei. Privat regulierte Nachbarschaften bieten in ihrer architektonischen Anlage, aber auch über die oftmals rigide Gestaltungssatzung die Sicherheit einer bestimmten Ästhetik. Zudem filtern die oft in einem ähnlichen Preissegment vermarkteten Häuser und die für Gemeinschaftseinrichtung fälligen Umlagen die möglichen Bewohner entlang eines bestimmten Einkommens vor. Zusätzlich zu dem Eigenheim erwerben die Käufer in einer solchen Siedlung relativ verlässlich auch eine ökonomisch homogene Nachbarschaft, zu einem bestimmten Lebensstil passende Sport- und Freizeitmöglichkeiten sowie das entsprechend gestaltete Wohnumfeld.

Auch für den Geografen Choon-Piew Pow ist die Selbstversicherung eines bestimmten Lebensstils und nicht der Sicherheitsgedanke das entscheidende Merkmal der von ihm im Umkreis von Shanghai untersuchten *gated communities*. Pow bezeichnet *gated communities* in diesem Sinne als "erziehende Landschaft", welche es ökonomisch erfolgreichen Chinesen erleichtert, sich einen bestimmten westlichen Mittelschicht-Lebensstil anzueignen. "Gated communities in this context may be considered as prime sites for the performance of class identities and the development of a self-conscious middle-class aesthetic sensibility and 'taste structure' cultivated through the appropriation of landscape and class narratives."

Gated communities funktionieren in dieser Perspektive vor allem durch eine soziale Grenzziehung, das heißt durch die Herstellung eines bestimmten, klar identifizierbaren und abgegrenzten Wohnumfelds, und nur sekundär durch die physische Unüberwindbarkeit der Umzäunung.

Innerstädtisches Luxuswohnen

Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis stellen einige Autorinnen und Autoren Bezüge zwischen den zumeist suburbanen *gated communities* und jüngeren Entwicklungen auf den innerstädtischen Immobilienmärkten heraus. Im Kontext einer vielbeschworenen "Renaissance der Innenstädte", das heißt einem gestiegenen Interesse an innerstädtischen Wohnlagen bei zahlungskräftigen Käufern, kommt es derzeit etwa in Metropolen der USA, aber auch in deutschen Großstädten verstärkt zur Entwicklung von hochpreisigen Wohnprojekten in zentralen Lagen. Diese Projekte weisen zwar in der Regel keine Schlagbäume und Umzäunungen auf, wohl aber definieren Architektur, städtebauliche Gestaltung, Serviceangebot und Vermarktung soziale Grenzen.

Das neue hochpreisige Wohnen wird häufig mit dem Versprechen verkauft, dass mit der Wohnung eine bestimmte Lebensweise verbunden ist, und dass von Seiten der Entwickler umfassend Sorge getragen wurde, diesen Lebensstil wahrscheinlich zu machen. Inhaltlich ist der Lebensstil über die Projekte hinweg relativ eng gefasst und lässt sich als "abgesichertes urbanes Leben" zusammenfassen. Das Marketing für neues innerstädtisches Luxuswohnen sowohl in den USA als auch in Deutschland dreht sich fast immer um das Versprechen, das "Urbane" (in Form der vielfältigen, erlebnisreichen Angebote der Stadt) und das "Abgesicherte" (in Form eines über die Wohnung hinaus ausgeweiteten Bereichs privater Häuslichkeit) zu verbinden.

Entsprechend werden Lage und Architektur der Projekte gewählt. Im Idealfall liegt ein solches Wohnprojekt, teils explizit als *urban village* vermarktet, fußläufig zu einer Vielfalt von Konsum-, Gastronomie und Unterhaltungsmöglichkeiten (das Urbane) und

erlaubt es zugleich, dem Chaos des städtischen Lebens in einen wohlgeordneten, abgeschiedenen und ästhetisch ansprechenden Raum zu entfliehen (das Abgesicherte).

Ein Beispiel für diesen auf einen abgesicherten urbanen Lebensstil ausgerichteten innerstädtischen Neubau bietet das Projekt "Marthashof" im Berliner Bezirk Pankow. Auf einem Areal von etwa 12.000 Quadratmetern sind dort U-förmig um einen begrünten Hof *Townhouses* und Geschosswohnungen entstanden, "mit allen Vorteilen, die eine lebhafte und kreative Stadt wie Berlin bietet", aber auch als "eine Idylle, wo Menschen sich beschützt und geborgen fühlen können", so der Entwickler in einem Interview. Analog verspricht das Schwesterprojekt "b.nau" dem Bewohner "das intensive Berliner Leben (...). Gleichzeitig bietet das Innere einen privaten, ruhigen Rückzugsort, um wieder Kraft für die Erlebnisse der Stadt zu tanken."

Damit das Versprechen abgesicherter Urbanität beziehungsweise eines *urban village* überzeugt, bedarf es vor allem einer Verschiebung der Grenze zwischen öffentlichen und privaten Räumen der Stadt. Die "intensive, lebhafte, kreative" Stadt gilt es, sich bei Bedarf vom Leib zu halten, und gleichsam als Puffer kehren die Projekte die gestaltete Außenanlagen und Gemeinschaftsflächen als Bereiche abgestufter Privatheit besonders heraus. Ein Hofbereich ist im Geschosswohnungsbau nichts unübliches, diese Bereiche bekommen in dem Marketing jedoch eine besondere Aufmerksamkeit als Verstärker des entworfenen Lebensstils. Bei "Marthashof" verdeutlicht gerade der Hofbereich jene angepeilte "Lebensqualität ohne Kompromisse", die "Freiraum und Geborgenheit, Sicherheit und gute Nachbarschaft, ökologischen Anspruch und Funktionalität" vereint.

In dem Eigenmarketing des luxuriösen Apartmenthauses "yoo" am Spreeufer in Berlin-Mitte heißt es, "yooberlin ist vor allem ein Lebensstil"; die schlüsselfertigen Wohnungen sind bei Fertigstellung komplett möbliert in einer von vier urbanen Lebensstilvarianten durch den Star-Designer Philippe Starck. Auch der halböffentliche Bereich fällt hier "urbaner" aus als im Beispiel "Marthashof", gegenüber dem "ökologischen Anspruch" des begrünten Hofes zitiert "yoo" "Berlin als Weltbühne". Gemeinschaftsflächen sind hier nach außen abgeschlossene Atrien, ein hauseigenes Café sowie ein exklusiver Wellnessbereich.

In beiden Fällen kommt der Gestaltung des Wohnumfelds besondere Aufmerksamkeit zu und unterstreicht die Funktion der Immobilie als Lebensstil-Accessoire. Nach außen wirkt die gestalterische Markierung als symbolische Abgrenzung gegenüber der restlichen Stadt.

In der symbolischen Abgrenzung nach außen und einem klar markierten Lebensstilangebot nach innen weisen zahlreiche aktuelle Projekte innerstädtischen Luxuswohnens Parallelen zu klassischen *gated communities* auf. Auch das hochpreisige innerstädtische Wohnen schafft einen exklusiven "semi-privaten" Bereich mit klar vorgegebener Ästhetik. Die Wohnprojekte tragen in markanter Weise zu einer "Verhäuslichung" des Städtischen bei. In den *urban villages*, Hofgärten und Atrien entstehen homogene, konsensuale, vorhersehbare und abgeschlossene Räume. Von der Anlage her kontrastieren die Räume innerstädtischen Luxuswohnens mit den idealtypischen Kennzeichen von Öffentlichkeit im Sinne von Pluralität, Begegnungen, Spontaneität und Konflikt.

Verhäuslichte Städte

Die Gemeinsamkeiten von Projekten innerstädtischen Luxuswohnens und suburbanen *gated communities* verdeutlichen, dass es bei der Frage nach innerstädtischer

Grenzziehung immer auch um soziale Grenzen geht. Die Fokussierung auf den Schlagbaum oder den Zaun um die suburbane Wohnanlage kann den Blick darauf verstellen, inwiefern andere Formen des Wohnens eventuell weniger sichtbare, aber ebenso relevante Grenzen durch die Stadt ziehen.

Marktwirtschaftlich organisierte Immobilienmärkte führen immer dazu, dass Bevölkerung gemäß der Verfügbarkeit von ökonomischem (sowie sozialem und kulturellem) Kapital in spezifische Räume der Stadt "sortiert" wird. Privatwirtschaftlich entwickelte und vermarktete bewachte Wohnanlagen verschärfen diese Segregation insofern, als nicht nur das Wohnen, sondern auch der Zugang zu bestimmten Stadträumen gemäß der ökonomischen Leistungsfähigkeit organisiert wird.

Einige Autorinnen und Autoren weisen auf der Basis von Studien in London und Chile darauf hin, dass gerade mit den neuen innerstädtischen Wohnanlagen die "Korngröße" der Segregation verändert wird. So würden exklusive und teilweise bewachte Apartmentanlagen zum Teil auch in Stadtvierteln errichtet, die bislang eher von ökonomisch weniger leistungsfähigen Haushalten bewohnt wurden. Analog entstehen Projekte innerstädtischen Luxuswohnens bevorzugt auch in Quartieren, denen aufgrund günstiger Mieten und nicht erfolgter Sanierung besonders urbane Qualitäten zugeschrieben werden.

Einerseits kann dies als Beleg für eine abnehmende Segregation gesehen werden. Auf Quartiersebene komme es zu einem engeren Nebeneinander unterschiedlicher sozio-ökonomischer Schichten als bislang. Andererseits verändern sich die Stadtquartiere durch die inselhafte Segregation von Mittel- und Oberschichten in diesen Vierteln.

Es entstehen durch den Zuzug veränderte Konsummuster, und der lokale Einzelhandel passt sich tendenziell mit einem hochpreisigeren Angebot an die neue Kaufkundschaft an. Für die bisherigen Bewohner bedeutet dies ein eingeschränktes Angebot. Es sinkt mit dem Zuzug oftmals auch die Toleranz gegenüber deviantem Verhalten. Die Verhäuslichung städtischer Teilräume wirkt sich auf die umliegende Nachbarschaft aus. Mit den höheren Kaufpreisen für eine der neu gebauten und mit Zusatzangeboten versehenen Häuser beziehungsweise Wohnungen entsteht häufig eine bestimmte Erwartung an die Lagequalität innerhalb der Stadt. Die Sichtbarkeit marginalisierter Gruppen wie etwa Wohnungsloser oder Bettler im Stadtraum stört diese Erwartung. Die örtliche Polizei registriert nicht selten dort ein erhöhtes Beschwerdeaufkommen, wo kürzlich neu gebaut oder saniert wurde.

Fazit

Hitzige Debatten um *gated communities* und die dort unmittelbar gezogene Schlussfolgerung von städtebaulich-morphologischen Formen (wie Tore, Zäune, Mauern) auf bestimmte soziale Prozesse (zunehmende soziale Spaltung der Gesellschaft) greifen sicherlich zu kurz. In zahlreichen Immobilienmärkten lässt sich etwa beobachten, dass bewachte Wohnanlagen nicht ausschließlich für die sozio-ökonomischen Eliten errichtet werden, sondern vielfach in besonders hohem Maße auch für eine breite mittlere Einkommensgruppe. Auf der anderen Seite vollziehen sich Prozesse innerstädtischer Grenzziehung vielfach auch ohne Schlagbäume, Zäune und Mauern. Das "Suchraster" *gated community* ist für die Analyse städtischer Grenzziehungen zu grob.

Die sozial und politisch relevanten Grenzziehungen in Städten verlaufen nicht zwingend und nicht ausschließlich entlang sichtbarer Zäune und Mauern. Städtebauliche Formen sind ein Ausdruck gesellschaftlicher Entwicklungen und ein

Ansatzpunkt für die Analyse. Letztlich bedarf es für das Verständnis von Grenzziehung in Städten aber immer auch der Berücksichtigung gesellschaftlicher Macht- und Hierarchieverhältnisse.

Quelle: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/176307/gated-communities-und-andere-formen-abgegrenzten-wohnens/>

// Die Dreißiger waren Zombie-Jahre

Obwohl sie nicht mehr lebte, lief die Zivilisation weiter auf der Erde herum und wankte auf ein Schicksal zu, das noch schlimmer war als der Tod.

Jeder konnte es spüren. Die Kultur der Zeit war geprägt von Furcht und Wut, Verleugnung und Schuldgefühlen, Scham und Reue, Verdrängung und Wiederkehr des Verdrängten. Die Menschen folgten mechanisch ihren Gewohnheiten, im Hintergrund immer eine latente Angst und das Bewusstsein ihrer Abgeschlagenheit, und sie fragten sich ständig, welche Katastrophe als nächstes eintreten würde und wie sie es schaffen sollten, auch diese zu ignorieren, wo sie doch schon die bisherigen mit größter Mühe ignoriert hatten. Die Hitzewelle in Indien stand dabei immer im Vordergrund. Sie konnten sich ihr nicht stellen – sie aber auch nicht vergessen. Der Gedanke an sie war unerträglich und zugleich unausweichlich. Die Bilder. Die nackten Zahlen. Sie erinnerten an den Holocaust, der ein tiefes Loch in das Selbstbewusstsein der Zivilisation gerissen hatte. Sechs Millionen Tote, eine alte Geschichte, die sich um von Deutschen ermordete Juden drehte. Letztlich also eine Sache der Deutschen. Die Nakba der Palästinenser, die Teilung Indiens: Immer weiter ging es mit diesen schlimmen Ereignissen und ihren unvorstellbaren Opferzahlen. Aber bisher waren stets einzelne Gruppen verantwortlich gewesen, die noch aus barbarischen Zeiten stammten, das hatte man sich zumindest eingeredet. Bei der Hitzewelle halfen diese Argumente nicht mehr. Nach neuesten Erkenntnissen hatte sie zwanzig Millionen Menschenleben gefordert. So viele, wie in den vier Jahren des gesamten ersten Weltkriegs durch gezieltes gegenseitiges Abschlachten umgekommen waren; die Hitzewelle hatte nur zwei Wochen gedauert. Auch der Vergleich mit der Spanischen Grippe von 1918 bis 1920 griff zu kurz. Keine Pandemie, kein Genozid, kein Krieg, war die Ursache, sondern einfach die Taten und die Tatenlosigkeit der Menschen, die die Verletzlichsten getötet hatten. Und diese waren bestimmt nicht die letzten Opfer, denn verletzlich waren sie alle.

Und trotzdem verbrannten sie weiter Kohle. Sie fuhren Autos, aßen Fleisch, reisten in Flugzeugen und machten weiter mit allen Dingen, die die Hitzewelle verursacht hatten und auch die nächste verursachen würden. Noch immer wurden Gewinne auf eine Weise errechnet, die den Aktionären Dividenden bescherten. Und so weiter. Jeder wusste, dass nicht genug unternommen wurde und jeder tat weiter zu wenig.

Quelle: Kim Stanley Robinson: das Ministerium für die Zukunft. Aus dem Amerikanischen von Paul Bär, 2021.

// Blindheit. Geschichte der Vorstellungen von Behinderungen

Ursachen, Bedeutung und Folgen von Blindheit haben säkulare und religiöse Autoritäten sowie Künstler*innen, Autoren*innen, Philosophen*innen und Wissenschaftler*innen zu allen Zeiten und in allen Kulturen beschäftigt. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung war eine meist ambivalente (s. Kap. 44) Wahrnehmung blinder Menschen und ihrer Behinderung, die sich in einer Reihe von oft widersprüchlichen und erstaunlich langlebigen Bildern äußerte. Was diese Bilder über Zeit und Raum vereint, ist die Tatsache, dass sie überwiegend die Perspektive der Sehenden widerspiegeln und Blindheit als eines der schwersten Schicksale ansehen, das Menschen befallen kann. In der Auseinandersetzung mit Blindheit wird diese meistens als absolut konzipiert, obwohl sehr viele Sehbehinderte weiterhin optische Reize wahrnehmen können. Sie rief – und ruft – viele Reaktionen vor, jedoch nur selten Gleichgültigkeit. Der Verlust der Sehkraft durch Krankheit oder im Alter wurde in vielen Kulturen als biologischer Prozess erkannt. Gleichzeitig wurde Blindheit aber auch moralisch gedeutet und affektiv gewertet. Sie wurde mit dem Tod verglichen, zum Teil als ein noch schlimmeres Schicksal beschrieben, und war daher eine der schwersten Strafen, die weltlichen oder göttlichen Mächten zur Verfügung stand. Blindheit wurde aber auch als Zustand gedeutet, der aus dem Kontakt mit dem Überirdischen resultierte oder durch diesen geheilt werden konnte, was die Betroffenen in eine besondere Beziehung zu dieser Sphäre setzte. Der hohen Anerkennung, die einige blinde Menschen genossen, und den hohen Ämtern, die sie bekleideten, stand die große Anzahl blinder Menschen gegenüber, die auf Unterstützung und Almosen angewiesen waren. Blinde Menschen wurden als hilflos oder nutzlos wahrgenommen und zum Teil verhöhnt und verspottet. Zugleich war aber auch die Vorstellung verbreitet, dass sie ihre Blindheit durch andere Fähigkeiten kompensieren konnten, wie z. B. prophetische Sicht, großes musikalisches Talent oder die Schärfung anderer Sinne. Blinde Menschen waren des Mitleids würdig und berechtigt, um Almosen zu bitten. Gleichzeitig wurden sie aber auch mit Misstrauen betrachtet, mit Sünde und Verbrechen assoziiert, ausgrenzt und abgesondert. Die ambivalente Wahrnehmung blinder Menschen wird schon im Alten Testament deutlich (s. Kap. 18). Das Nachlassen der Sehkraft im Alter bis hin zum völligen Verlust wird z. B. in Bezug auf Isaak (Gen 27,1), Jakob (Gen 48,10) oder Eli (1Sam 3,2) ohne moralische Bewertung erwähnt. Blinden Menschen wurden Mitgefühl und Schutz zugestanden (Gosbell 2018, 138–139), Blindheit mit dem Tod gleichgesetzt (Monbeck 1973, 28–29). Es sind überwiegend Menschen, nicht Gott, die ihre Feinde zur Strafe oder Demütigung blenden, wie es z. B. die Philister mit Samson taten. Gott dagegen rettete seine Auserwählten aus Gefahr, indem er ihre Feinde mit Blindheit schlug. Die Heilung blinder Menschen war ebenfalls ein Zeichen göttlicher Intervention und ein Merkmal des erwarteten Messianischen Zeitalters. Blindheit war aber auch eine Folge von Sünde, wenn auch nicht immer eine direkte Strafe Gottes für diese, und die Betroffenen erfuhren auch Zurückweisungen. So waren die »Lahmen und Blinden [...] David in der Seele verhasst« (2Sam 5,8), und als ein körperlicher Makel schloss Blindheit die Teilnahme an religiösen Ritualen im Tempel aus, da der Kontakt mit dem Göttlichen bei Mensch und Opfertier Perfektion voraussetzte (Gosbell 2018, 156–161, 303–304; Barasch 2001, 12–18). In der Kultur der klassischen Antike nahmen die Augen als Fenster in die körperliche und seelische Beschaffenheit eines Menschen eine große Rolle ein und Blindheit kam daher im philosophischen, poetischen und medizinischen Diskurs eine prominente Stellung zu. Sehbehinderungen dürften weit verbreitet gewesen sein, und Griechen und Römer verstanden, dass sie verschiedenste natürliche Ursachen haben konnten. Blindheit wurde häufig als Folge einer erbten Veranlagung erklärt, aber auch als altersbedingter Verfall oder Ergebnis von Umwelteinflüssen bzw. Krankheiten wie Infektionen. Spezialisierte Augenärzte waren weit verbreitet, und Salben oder chirurgische Eingriffe konnten Linderung oder sogar

Heilung verschaffen. Blindheit seit Geburt galt jedoch als unheilbar und ihre Heilung fiel in den Bereich des Wunders. [...]

Die Vorstellung, dass fehlendes Augenlicht mit größerer poetischer oder prophetischer Gabe verbunden sei, war in der Antike weit verbreitet. Prägend war die Figur des Homer, der schon in einigen frühen Quellen

als blind beschrieben wird (Laes 2018, 80–85) und Dion Chrysostomos zu der spöttischen Bemerkung veranlasste, Homer hätte Dichter mit Blindheit infiziert, als wäre es eine ansteckende Krankheit (Garland 2010, 33). Sie verankerte aber auch die Assoziation blinder Menschen mit überirdischen und potentiell dämonischen Mächten, so dass sich Ehrfurcht mit Unbehagen oder Angst mischte. Sehbehinderte Menschen wurden jedoch nicht automatisch stigmatisiert oder diskriminiert. Antike Quellen berichten von blinden Politikern, Lehrern und Philosophen, aber auch, dass

viele Sehbehinderte in Armut lebten und auf Almosen angewiesen waren (Laes 2018, 100–103). Blinde Menschen aus allen Schichten wurden, wie andere behinderte Menschen auch, oft verspottet oder lächerlich gemacht (Garland 2010, 76–86). So wurden z.B. blinde Bettler im Mittelalter mit Knüppeln und Rüstungen ausgestattet, um zur Belustigung des Publikums ein Schwein zu erschlagen, wobei sie öfter aufeinander als auf das Tier einschlugen. Solche Veranstaltungen wurden in der Literatur noch bis ins

18. Jahrhundert beschrieben (Käfer 2016, 96–97; Weygand 2009, 16–17). Ein groteskes Orchester blinder Menschen in einem Kaffeehaus in Paris im September 1771 zeigt ebenfalls, wie lange blinde Menschen der Belustigung dienten (Weygand 2009, 90–91). So wie blinde Seher ›sehen‹ konnten, so konnten auch Sehende ›blind‹ werden. Großes Leid, Liebe und Lust, Wut oder Reichtum konnten zur mentalen Blindheit führen, und die entsprechenden Götter Plutos, Fortuna und Amor/Cupid wurden in der Antike auch als blind beschrieben und dargestellt (Esser 1961, 136–140, 179–181). In späteren Perioden setzte sich die Abbildung von Fortuna, Amor/Cupid und Lust mit Augenbinde durch, was ihnen eine bedrohliche Komponente gab (Barasch 2001, 123–130). Mangelnde Einsicht oder Wahnsinn wurden in der antiken Kultur ebenfalls mit Dunkelheit oder Blindheit assoziiert, und die Verbindung von Blindheit mit Sünde oder Maßlosigkeit bestand auch im frühen Christentum fort. Dunkelheit und die Unfähigkeit zu sehen wurden zu Metaphern für fehlende religiöse Erleuchtung, und Blindheit konnte daher zeitlich begrenzt sein.

Quelle: Kim Stanley Robinson: das Ministerium für die Zukunft. Aus dem Amerikanischen von Paul Bär, 2021.

Theater Paderborn – Westfälische Kammerspiele GmbH

Neuer Platz 6, 33098 Paderborn

Intendanz, Geschäftsführung

Vorsitzender des Aufsichtsrats

Redaktion

Katharina Kreuzhage

Michael Dreier

Eva Veiders